

ro
ro
ro

Wolfgang KAES
Todfreunde

Roman



Wolfgang Kaes

Todfreunde

Roman

Über dieses Buch

Ein atemberaubender Thriller

In den achtziger Jahren werden in Deutschland Bluterkranke mit HIV-verseuchten Präparten infiziert und so dem sicheren Tod geweiht. Ärzte, Pharmakonzerne und Politiker formieren sich zu einer Gemeinschaft der Vertuscher. Dr. Julius Weinert, Abgeordneter und Mitglied des Untersuchungsausschusses, unterschlägt Beweismaterial, so dass es nie zu einem Prozess gegen die Schuldigen kommt. Kriminalhauptkommissar Jo Morian versucht gegen Weinert zu ermitteln, doch er stößt gegen eine Mauer des Schweigens.

Jetzt, nach zwanzig Jahren, wird der allseits hochgeachtete Weinert mit durchschnittener Kehle aufgefunden. Morian soll den Mord aufklären. Als Hauptverdächtiger gilt Weinerts verschwundener Adoptivsohn. Doch Morian weiß, dass dieser Täter sehr vielen Leuten ins Konzept passen würde. Also verfolgt er seine eigenen Spuren und gerät immer tiefer in eine Falle, aus der es kein Entrinnen gibt...

Vita

Wolfgang Kaes, 1958 in der Eifel geboren, finanzierte sein Studium der Politikwissenschaft und Kulturanthropologie als Waldarbeiter, Hilfsarbeiter im Straßenbau, Lastwagenfahrer, Taxifahrer und schließlich als Polizeireporter. Er schrieb Reportagen für den Stern, die Zeit und andere. 2012 kürte ihn das Medium Magazin zum «Reporter des Jahres», 2013 erhielt er den Henri-Nannen-Preis in der Kategorie «Investigative Recherche». Seit 2003 verarbeitet er seine journalistischen Recherchen auch zu Romanen. Kaes war viele Jahre Chefreporter des Bonner General-Anzeigers, bevor er 2020 entschied, sich künftig ganz dem Bücherschreiben zu widmen.

Mehr zum Autor erfahren sie im Internet unter:
www.wolfgang-kaes.de

Der Autor zu seinem Buch:

«Die im Buch geschilderten Straftaten haben sich tatsächlich so zugetragen und stammen aus meiner unmittelbaren journalistischen Recherche und den Informationen befreundeter Richter, Staatsanwälte und Kriminalisten. Für den Roman sind diese Straftaten allerdings im Interesse des Personenschutzes der Opfer sowie aus dramaturgischen Gründen verfremdet worden.»

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, August 2021

Copyright © 2004 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Covergestaltung any.way, Cathrin Günther

Coverabbildung Louis Moses/Getty Images

ISBN 978-3-644-01095-6

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

meinem Vater

1.11.1930

19.6.2000

Jedes Kind,
das geboren wird,
ist eine neue Chance,
die Welt zu retten.

Andrew Vachss

Guatemala. 1976

Sie fuhren nach Norden, vorbei an den immer noch brennenden Skeletten aus Stahlbeton, die statt der ausgefallenen Straßenlaternen die Nacht erhellten. Er durfte vorne sitzen in diesem großen, weißen Auto, das Mercedes hieß, wie seine tote Mutter, an die ihn nichts weiter erinnerte als dieser Name.

Neben ihm, auf dem Fahrersitz, saß der Leibwächter und Chauffeur des Don und steuerte die Limousine durch die Straßenschluchten, wich den Trümmern aus und umkurvte die tiefen Risse im Asphalt, die aussahen wie geschürzte schwarze Lippen. Wild hupend überholte ein Feuerwehrwagen den Mercedes, das Blaulicht zuckte nervös durch die Nacht.

«Nun seht euch das an. Wie ein Haufen aufgescheuchter Ameisen.» Das war die Stimme des Don im Fond. «Später wird man sagen, das Erdbeben habe dem bedauernswerten Land den Rest gegeben. Dabei hätte diese unfähige Regierung aus lamettabehangenen Maulhelden das auch problemlos ohne Mithilfe der Natur zustande gebracht. Es hätte nur etwas länger gedauert.»

Der Don saß immer auf dem Rücksitz, wenn sie unterwegs waren. Er beugte sich vor und tätschelte ihm versonnen den

Kopf. «Wir werden dieses grauenhafte Land verlassen, mein Junge», sagte er auf Spanisch. «Gleich sind wir da. Bist du bereit?»

Ricardo nickte stumm. Der Don hatte ihm Spanisch beibringen lassen. Als er vor vier Jahren in das Waisenhaus gebracht worden war, hatte er nur Quiché gesprochen, die Sprache seiner Vorfahren. Der Don hatte ihm alles beigebracht.

Auch das Töten.

«Wie alt bist du jetzt, Ricardo?»

«Fünfzehn, Herr.» Mehr brachte er nicht heraus. Er hatte einen Riesenloß im Hals.

«Fünfzehn, ist das denn zu glauben? Wie die Zeit vergeht.» Der Don schüttelte den Kopf. «Hast du das gehört, Juan? Fünfzehn Jahre.» Ricardo nahm aus den Augenwinkeln das unbewegte, pockennarbige Gesicht des Chauffeurs wahr.

Sie überholten die langen Schlangen der von einer Sekunde auf die nächste obdachlos gewordenen Menschen vor den mit Hilfsgütern beladenen Lastwagen der Militärs. Schwer bewaffnete Offiziere der Nationalpolizei tauchten im Scheinwerferlicht des Mercedes auf. Ricardo zuckte unwillkürlich zusammen. So hatten die ausgesehen, die ihn damals mit der gestohlenen Zwei-Liter-Dose erwischen, bis oben hin voll mit zähflüssigem Kunststoffkleber. Das Zeug war so gut gewesen, dass er gleich weggedämmert war, und er war noch ganz benommen, als sie ihn aus dem Pappkarton zerrten, der drei Jahre sein Zuhause gewesen war. Zwei Polizisten hatten ihn festgehalten, während der dritte mit einem Lächeln

auf den Lippen den Inhalt der Dose über Ricardos Kopf entleerte. Dann hatten sie gelacht, sich ausgeschüttet vor Lachen, hatten ihn getreten, in die Hoden, in den Bauch, nur nicht ins Gesicht, sonst hätte der Klebstoff ihre Stiefel verschmutzt. Dann hörte Ricardo, wie sie in ihren Jeep stiegen und davonfuhren. Sehen konnte er nichts mehr. Der Kleber hatte seine Augenlider verschlossen.

Der Don hatte ihn gefunden. Im Krankenhaus mussten sie ihn dreimal operieren. Er hatte alle Haare und große Stücke seiner Kopf- und Gesichtshaut verloren. Der Don hatte dafür gesorgt, dass er gesund gemacht und anschließend ins «pueblo dignidad» gebracht wurde. Der Don sammelte Straßenkinder auf. Aber nur die hübschen und kräftigen. Wer Glück hatte, landete in dem Heim, das der Don vor vier Jahren gegründet hatte. Wer Pech hatte, wurde vorher von den Soldaten beim Betteln oder Stehlen oder auf dem Strich erwischt, mit dem Gewehrkolben erschlagen oder totgetreten. Oder wachte morgens einfach nicht mehr auf, weil er in der Nacht zu lange geschnüffelt hatte, so wie Pedro damals. Oder starb noch vor der Geschlechtsreife an Tripper. So wie Luisa.

Ricardo hatte Glück gehabt. Der Don hatte ihm ein neues Leben geschenkt. Der Don hatte ihm auch versprochen, dass seine schönen, glänzenden schwarzen Haare wieder nachwachsen würden. Der Don hatte Recht behalten. Ricardo wünschte sich nichts sehnlicher, als einmal so zu werden wie der Don. So groß und kräftig und schön und mächtig.

«Du weißt, was du zu tun hast?»

Ricardo nickte.

«Gut. Wenn du das hinter dich gebracht hast, bist du ein Mann. Jeder Junge muss etwas Besonderes tun, um ein Mann zu werden. Und dieses Besondere ist oft etwas, was man nicht gerne macht. Aber ein Mann muss seine Pflicht tun, verstehst du das, Ricardo?»

Ricardo verstand. Der Wagen bog von der asphaltierten Straße auf einen von Bäumen gesäumten, schmalen Pfad aus gestampfter Erde ab. Jetzt erst wurde Ricardo bewusst, was anders war, seit sich das Erdbeben vor nicht einmal 24 Stunden angekündigt hatte: Man hörte keine Vögel mehr singen.

Nach etwa fünf Minuten Fahrt rollte der Mercedes im Schritttempo auf den Hof des einstigen Gutes, das noch aus der Kolonialzeit stammte, und hielt vor dem von Ställen und Scheunen umrahmten Haupthaus, neben der schweren, eisenbeschlagenen Holztür des lang gestreckten, zweistöckigen Gebäudes. Nur in dem Fenster rechts neben der Tür brannte noch Licht. Alle Fenster im Erdgeschoss und im Dachgeschoss waren vergittert.

Damit niemand abhaut aus dem «Dorf der Würde».

Der Chauffeur nickte ihm wortlos zu.

Ricardo öffnete die Beifahrertür und stieg aus. Die Nachtluft war feucht und kalt. Er ging um den Mercedes herum, öffnete den Kofferraum. Er schob die Abdeckung über der Vertiefung beiseite, die normalerweise das Reserverad aufnahm. Darin lag

stattdessen ein Kanister, an dem eine Pumpe, ein Schlauch und eine Düse angebracht waren. Er schnallte sich den Kanister auf den Rücken. Dann nahm er die kleine, handliche Maschinenpistole mit dem kurzen Schalldämpfer aus der Vertiefung. Er schaltete auf Einzelfeuer. Als er den Deckel des Kofferraums schloss, sah er die ausgestreckte Hand des Don aus dem zur Hälfte geöffneten Seitenfenster ragen. Er sah die teure Uhr, die er immer so bewundert hatte. Den dicken, goldenen Siegelring. Und den Schlüsselbund, der an seinem Zeigefinger baumelte.

Der Ladino in dem weißen Kittel sah nur kurz auf und widmete sich wieder der Illustrierten auf dem Tresen der Pförtnerloge. «Ah, Ricardo, *que tal?* Sollst du wieder ein kleines, nettes Spielzeug abholen?» Ricardo hob die Waffe und schoss ihm mitten ins Gesicht.

Der Schalldämpfer sorgte dafür, dass nichts weiter zu hören war als ein kurzes, scharfes Zischen und der anschließende Aufprall des Körpers auf dem Steinboden. Dennoch hielt Ricardo einen Augenblick inne. Und lauschte.

Nichts.

Im Flur und im Treppenhaus brannte die Notbeleuchtung. Die Glühbirnen flackerten hektisch. Ricardo hörte das Brummen des Benzingenerators im Geräteraum links neben dem Eingang. In der ganzen Stadt war das Stromnetz zusammengebrochen. Er schlich durch den Flur bis zu dem Zimmer am Kopfende des Ganges. Die Tür war verschlossen. Er öffnete sie mit dem Universalschlüssel. Aus dem dunklen Raum

drang lautes Schnarchen. Er brauchte keine halbe Minute. Drei Wärter. Dreimal senkte er die Spitze des Schalldämpfers, dann war Stille. Er schaltete die Pumpe ein, und die Düse überzog die drei Betten mit einem feinen Nebel.

Weiter. Das Zimmer der beiden Köchinnen und der Putzfrau. Ebenso schnell, ebenso lautlos.

Die alte Holztreppe knarrte, sosehr er sich auch mühte, leise zu sein.

Acht Zimmer. Jedes Zimmer sechs Betten. Die Zimmer der Kinder waren alle unverschlossen. Eines nach dem anderen. Er öffnete die Türen, stäubte die Zimmer sorgfältig ein, dann sperrte er mit dem Schlüssel ab, drückte zur Kontrolle die Klinke. Das letzte Zimmer. Die Flüssigkeit roch scharf und unangenehm. Eines der Kinder hustete. Er lauschte in der Dunkelheit, sein Herz schlug wild.

«Ricardo?» Leise, zaghaf. «Bist du es?»

«Sei still», zischte er. «Schlaf weiter.»

«Warum stinkt das hier so?»

«Das ist von dem Erdbeben. Der Generator ist kaputt. Das Erdbeben hat ihn kaputt gemacht. Und jetzt tropft er.»

«Liest du mir noch was vor, Ricardo? Bitte.»

«Nein. Schlaf jetzt.»

«Gute Nacht, Ricardo.»

Er stieg die Treppe hinab, nebelte die Küche ein, den Vorratsraum, den Speisesaal, als er den Lichtschein aus dem Waschraum bemerkte. Die Tür stand offen.

«Ricardo? Was ist los, wieso stinkt das hier überall nach Benzin? Außerdem gibt es kein Wasser mehr, Scheiße.»

Isabel.

Sie hatte sich über die steinerne Waschrinne gebeugt, schielte von unten in die Öffnung des verzinkten Rohrs, hielt in der linken Hand einen Schraubenzieher, während sie mit der rechten Hand den quietschenden Wasserhahn bearbeitete. Das weiße, knielange Nachthemd spannte um ihre breiten Hüften und ihre Pobacken.

Zu ihren Füßen saß ihr Baby auf den kalten Steinfliesen und kaute zufrieden auf einem Stück Stoff herum.

Sie war sechzehn, ein Jahr älter als er.

«Verdammt nochmal, kannst du nicht das Wasser in Gang bringen?»

Er hängte sich die Maschinenpistole über die Schulter, trat ganz dicht hinter sie, schob ihr das Nachthemd sachte über die Hüften und drückte sich an ihre Rückseite.

Sie sagte nichts.

Er streichelte ihren Bauch. Er war weich und warm.

Sie drückte ihren großen, runden, warmen, weichen Hintern gegen seinen Unterleib. Seine Hände wanderten nach oben, ertasteten ihre schweren Brüste, schaukelten sie sanft.

«Was ist? Kriegst du überhaupt schon einen hoch?»

Er wusste nicht, von wem das Baby war. Er hatte sich immer gewünscht, es wäre von ihm. Heimlich. Davon hatte er manchmal geträumt, nachts. Allerdings hatte er sich nie getraut, sie anzufassen. Nicht mal im Traum.

Er drehte sie um, sodass sie ihm ins Gesicht sah. Sie grinste breit, sah ihm unverfroren in die Augen und hob den Saum ihres Nachthemds bis zum Kinn. «Na los. Zeig mal her, was du da in deiner Hose hast.»

Dieses Miststück.

So waren sie alle. Alles Miststücke.

Er schlug mit der Waffe zu. Er hörte, wie ihr Nasenbein brach. Das Baby schrie. Das Blut lief ihr über Kinn und Hals und tränkte den Ausschnitt des weißen Nachthemds. Sie schnaubte, das Blut in ihren Nasenlöchern warf Blasen, und ihre Augen wurden ganz kalt, als sie ihm den Schraubenzieher quer durchs Gesicht zog. Es tat höllisch weh. Das Baby schrie wie am Spieß. Er stellte die Waffe auf Dauerfeuer, schoss ihr in den Unterleib, wieder und immer wieder. Dann durchsiebte er das Baby zu seinen Füßen.

Er hatte das Geschrei nicht mehr ertragen können.

Er hatte ihren Namen schon vergessen.

Es war nicht sein Baby.

Das Magazin war leer.

«Du Miststück.»

Er verließ den Waschraum, überquerte den Flur, öffnete den Geräteraum, stellte den Kanister neben den Benzingenerator, schraubte den Deckel ab, trat den Kanister mit der Fußspitze um. Das Benzin gluckste auf den Boden. Dann verschloss er die Haustür sorgfältig von außen. Der Mercedes stand jetzt mit laufendem Motor in entgegengesetzter Richtung, gut zehn Meter vom Haus entfernt. Juan, der Chauffeur, reichte ihm die

Bierflasche und zündete mit seinem Feuerzeug den Lappen an, der aus dem Flaschenhals hing. «Mach es so, wie es dir der Don erklärt hat.»

Er machte es so. Bevor sie die asphaltierte Straße erreicht hatten, stand das «Dorf der Würde» in hellen Flammen. Juan schaltete das Radio ein. Der Nachrichtensprecher eines US-amerikanischen Senders zog eine erste Bilanz des Erdbebens. 20 000 Tote. Der Don ließ den Chauffeur halten und bedeutete Ricardo mit einer Kopfbewegung, mit ihm auszusteigen. Die Flammen schlugten bereits aus dem Dachstuhl.

Keine Vogelstimmen.

Nur das Schreien der brennenden Kinder.

Er spürte die Hand des Don auf seiner Schulter. «Siehst du, Ricardo, das Leben ist ein ständiger Kampf. Das Starke muss das Schwache besiegen, sonst erdrückt das Schwache alles Leben. Es musste sein, Ricardo. Dieser neue Priester war einfach zu neugierig. Noch nicht ganz trocken hinter den Ohren, und schon stellt er dumme Fragen. Wir hätten ihn rechtzeitig liquidieren sollen. Aber da hatte er schon mit diesen amerikanischen Reportern gesprochen, die hier überall herumschwirren. Und wegen des Erdbebens werden noch mehr Journalisten kommen. Die sind wie die Schmeißfliegen. Wir dürfen nichts riskieren. Deshalb verschwinden wir von hier. Das Erdbeben kam wie gerufen. Wir können nichts zurücklassen, was uns verraten könnte. Es musste sein, Ricardo. Es musste sein, verstehst du? Wir hatten keine andere Wahl. Sie hätten uns alle in Gefahr gebracht, diese dummen

Kinder, wenn der Pfaffe die Reporter hierher gebracht hätte. Ja, Ricardo, das Leben kann so grausam sein.»

Er tätschelte ihm den Kopf. Ricardo verstand kein Wort von dem, was sein musste. Er wusste nur, dass der Don immer das Richtige tat.

«Übrigens, das mit der kleinen Nutte war nicht sehr professionell. Du wirst noch viel lernen müssen. Aber ich verzeihe dir.»

Er legte seine Fingerspitzen unter sein Kinn, hob seinen Kopf, damit er sein Gesicht besser sehen konnte.

«Du meine Güte, was hat sie bloß mit deinem hübschen Gesicht angestellt? Das sieht aber böse aus. Wir haben jetzt leider keine Zeit mehr, einen Arzt aufzusuchen. Der Hubschrauber wartet schon auf uns. Aber ich habe Jod im Verbandkasten. Warte. Komm her. Da musst du jetzt die Zähne zusammenbeißen. Halb so schlimm, nicht wahr? Du bist jetzt ein Mann. Aber da wird wohl eine Narbe bleiben. Narben sind der Schmuck des Mannes. So, und jetzt fliegen wir nach Mexiko, und von dort geht's weiter nach Europa. Wie ich es dir versprochen habe. Deutschland. Mein Heimatland. Freust du dich? Du wirst staunen. Ich habe Großes mit dir vor. Dein Leben wird sich verändern, mein kleiner Ricardo.»

Sie stiegen wieder in den Mercedes, und bevor der Wagen auf die Landstraße einbog, schaute Ricardo noch einmal zurück.

Auf sein kleines, kurzes Leben.

Deutschland. Heute

01

Kalte Augen. Wie die eines Toten. Komisch, die Augen haben sie nie richtig hingekriegt. Das wusste er noch aus seiner Schulzeit. Bildende Kunst. Mündliches Prüfungsfach im Abitur. Die Bildhauerei des Hellenismus. Weil's so schön einfach war. Dachte er. Das Prinzip der nassen Gewänder und solche Sachen. Ein großer Fehler. Die Vier hatte seine Durchschnittsnote nicht gerade verbessert.

Drei Komma zwo.

Für den Beruf des Polizisten hatte es gereicht.

Tote Augen.

Aber was für ein Körper, du meine Güte.

Der nackte Körper des jungen Mannes war von makellosem Schönheit. Jede Faser seiner austrainierten Muskeln unter der ebenmäßigen, unbehaarten Haut schien darauf zu lauern, den Speer einem unsichtbaren Ziel entgegenzuschleudern. Ein Ziel, das nur die kalten Augen aus Marmor kannten. So durchtrainiert hatte er nie ausgesehen, selbst nicht in seinen besten Jahren. Als er noch boxte. Josef Morian blickte

unwillkürlich hinunter zu der Wölbung unter seinem Sakko und klappte den Bildband zu. Zu Weihnachten hatte er sich von seiner Familie ein Trimmrad schenken lassen. Das stand im Keller, und er hatte es seit Weihnachten dreimal benutzt.

Jetzt war Sommer. Und Josef Morian schwitzte. «Griechenland – Wiege Europas», las er auf dem Schutzumschlag. 1999 erschienen. «Von Julius Weinert». Morian ließ den Blick nach rechts wandern, vorbei an den Bücherregalen, den Glasvitrinen, den chinesischen Vasen und den griechischen Amphoren und dem ganzen, vermutlich unverschämt kostspieligen Zeugs bis hin zu dem Perserteppich. Jedenfalls hielt er ihn für einen Perserteppich. Morian kannte sich nicht aus mit Antiquitäten. Aber mit Toten. Auf dem Teppich lag der Autor des Buches, bäuchlings, den schwammigen Körper in einen seidenen Hausmantel gehüllt. Zwischen seinen Schulterblättern steckte ein Brieföffner aus stabilem Messing. Der Brieföffner war einem Dolch nachempfunden, der Griff mit bunten Steinen besetzt. Vermutlich kostbar. Morian hatte keinen blassen Schimmer. Er nahm sich vor, danach zu fragen. Später.

Die Kollegen von der Spurensicherung waren am Zug. Einer der Beamten in den weißen Overalls streifte sich Latexhandschuhe über, sammelte die Überbleibsel eines zerbrochenen Cognacschwenkers vom Parkettboden auf und ließ sie in einen Zellophanbeutel gleiten. Er beschriftete ihn mit einem Fettstift und legte ihn behutsam zu den anderen Beuteln in einen Wäschekorb. Er kniete erneut nieder und löste die

kleinen, dicken, kalten Finger des Toten, die in die Fransen des Teppichs verkrallt waren.

Morian drehte das Buch um und studierte den Klappentext auf der Rückseite. «Julius Weinert versteht es, für Geschichte zu begeistern. Der 1934 in Ostpreußen geborene Jurist und Politiker hat sich nach seiner Pensionierung erneut der großen Passion seiner Jugend, dem Studium der Antike, zugewandt ...»

«Verzeihung!»

Links neben Morian stand ein braun gebrannter Endfünziger mit leicht angegrauten Schläfen. Kerzengerade. Teurer Wildlederblouson.

«Sie wollten mich sprechen ...» Leicht blasierter Tonfall.

Morian streckte ihm die Hand entgegen.
«Kriminalhauptkommissar Josef Morian. Mordkommission. Sie sind der Hausarzt der Familie?»

«Ja. Dr. Wilfried Degener. Meine Praxis ist zwar in Bad Godesberg, aber ich wohne in der Nachbarschaft, gleich um die Ecke. Die Luft hier oben im Siebengebirge ist einfach gesünder als unten im Rheintal. Im Augenblick kann ich nichts mehr tun. Frau Weinert ...»

«Wie geht es ihr?»

«Tja ... den Umständen entsprechend. Ein ... Sie würden es vermutlich einen Nervenzusammenbruch nennen. Jetzt schläft sie. Die Spritze lässt den Organismus für eine Weile zur Ruhe kommen. Aber kein Arzt der Welt kann ihren Schmerz lindern.»

«Verstehe. Muss entsetzlich sein, nach Hause zu kommen und den geliebten Gatten tot vorzufinden.» Morian konnte jederzeit auf Knopfdruck Betroffenheit herstellen.

«Nein, nein. Herr Dr. Weinert war nicht ihr Ehemann. Er war ihr Bruder. Sie hat ihm den Haushalt geführt. Herr Dr. Weinert war ein Mensch, der seine ganze Schaffenskraft in den Dienst der Gesellschaft gestellt hat. Da blieb keine Zeit für eine eigene Familie.»

«Und wer hat unterm Dach gewohnt?» Die Basketball-Poster in der Mansarde passten nicht zu Weinerts Generation.

«Alexander, sein ... Sohn. Nachdem ...»

«Sie sagten doch, er hatte keine Familie.»

«Wenn Sie zuhören würden, statt eine Frage nach der anderen zu stellen, kämen wir rascher zum Ziel.» Dr. Degener wirkte gereizt. Offenbar behagte ihm das Thema nicht.

«Nachdem Alexanders leiblicher Vater verstorben war, hat sich Herr Dr. Weinert in seiner Eigenschaft als Taufpate des Jungen angenommen und ihn adoptiert. Er hat sich aufgeopfert für ihn, wie ein leiblicher Vater. Eine eher undankbare Aufgabe, wie sich erweisen sollte.»

«So?»

Der Arzt sagte nichts. Offenbar beschlich ihn das Gefühl, schon zu viel gesagt zu haben. Morian ließ es im Augenblick dabei bewenden. «Wann haben Sie ihn denn zum letzten Mal gesehen?»

«Gesprochen habe ich ihn schon ewig nicht mehr. Aber gelegentlich mal aus der Ferne gesehen, wenn ich im Garten

arbeitete. Das letzte Mal so vor zwei, drei Wochen, schätze ich.»

«Welches Verhältnis hatte Weinert zu dem Jungen?»

«Das habe ich doch schon gesagt. Er ...»

«t'schuldigung. Ich meinte, in jüngster Zeit.»

«Vielleicht sprechen Sie besser mit Frau Weinert darüber. Ich bin schließlich nur der Hausarzt.»

Nur der Hausarzt. Morian spürte genau, dass dem Mann noch etwas auf der Zunge lag. Und abwog, ob er es nicht besser runterschlucken sollte. Deshalb wartete Morian geduldig.

Schweigen. Vielleicht half ihm eine Frage auf die Sprünge.

«Herr Doktor, wann haben Sie denn Julius Weinert zum letzten Mal gesprochen?»

«Oh, gut, dass Sie fragen. Es wäre mir fast entfallen. Vor zwei Tagen. Fernmündlich. Ich weiß natürlich nicht, ob die Sache überhaupt von Belang ist, aber ...»

«Ja?»

«Herr Dr. Weinert rief mich in der Praxis an. Am Freitag; genau, am Freitag um die Mittagszeit. Er klang sehr besorgt. Richtig aufgebracht klang er. Er müsse mich dringend sprechen, wegen Alexander. Unter vier Augen. Er brauche meinen ärztlichen Rat. Und so verabredeten wir uns für Montag. Also morgen. 18 Uhr. Hier, in seinem Haus.»

«Und über was wollte er mit Ihnen sprechen?»

«Ich habe keine Ahnung. Er sagte nur, es sei dringlich.»

«Aber es war nicht so dringend, dass er darauf bestanden hätte, schon am Wochenende mit Ihnen zu sprechen?»

«Nein. Ich hätte dieser Bitte natürlich entsprochen, wenn auch ungern. Schließlich hat man auch sein Privatleben. Und mit Alexander gab es ja alle naselang Ärger. Aber Herr Weinert schlug selbst den Montag vor. Er sagte, er müsse bis dahin noch einige Dinge klären. Ich wäre Ihnen übrigens dankbar, wenn Sie diese Information diskret behandeln könnten. Ich habe einen Ruf zu wahren.»

«Natürlich. Wahrscheinlich ist es völlig ohne Belang», beruhigte ihn Morian. «Was glauben Sie: Wo ist der Junge jetzt?»

«Das weiß man nie so genau. Er treibt sich rum. Von regelmäßigem Schulbesuch hat er noch nie viel gehalten. Ohne Herrn Weinerts ständige Intervention, ohne seine großzügigen Spenden an die Schule, ohne seine guten Kontakte nach Düsseldorf wäre der Junge doch längst von der Schule geflogen. Weinert hat ihn über alles geliebt. Allein die Nachhilfestunden müssen ihn ein Vermögen gekostet haben, wenn Sie mir die Bemerkung gestatten.»

«Selbstverständlich. Woher hatte er das Vermögen?»

Das Mitteilungsbedürfnis des Hausarztes geriet erneut ins Stocken. Geld schien ein zu intimes Thema zu sein. Morian spürte, wie der Arzt angestrengt über eine geeignete Formulierung nachdachte, bevor er antwortete. «Herr Dr. Weinert war zeit seines Lebens sehr erfolgreich. Als Jurist. Als Politiker. Zuletzt als Berater und Justiziar verschiedener Unternehmen und gemeinnütziger Einrichtungen. Gottlob ist es in diesem Land noch kein Verbrechen, erfolgreich zu sein.»

«Wann hat Frau Weinert Sie eigentlich angerufen?»

Der Arzt sah auf seine Armbanduhr. «Ziemlich genau um 10.30 Uhr. Sie war völlig verstört, sagte etwas von einem furchtbaren Unglück, da habe ich mich unverzüglich auf den Weg gemacht.»

10.30 Uhr. Das war ziemlich genau die Zeit, als ihm seine Frau zärtlich ins Ohr flüsterte, es sei Zeit zum Aufstehen, sie habe einen Bärenhunger, die Kinder hätten sich schon wieder heimlich vor den Fernseher geschlichen, draußen scheine eine wunderbare Sonntagmorgen-Sommer-Sonne, und ob er noch wisse, dass er den Kindern eine Radtour versprochen habe, nein, nein, nein, es habe gar keinen Zweck, sich schlafend zu stellen, raus aus den Federn, alter Brummbär, Zeit zum Aufstehen, und dann hinderte sie ihn am Aufstehen, indem sie ihre warme, sanfte Hand über seinen Körper, unter die Bettdecke wandern ließ ...

«Und dann haben Sie die Polizei gerufen.»

«Ja. Nachdem ich festgestellt hatte, dass für Herrn Dr. Weinert jede Hilfe zu spät kam, wählte ich von hier aus die 110. Anschließend habe ich mich um Frau Weinert gekümmert.»

Jetzt war es kurz vor zwölf, und die Kinder würden Liz in den Ohren liegen, wann es denn endlich losgehe mit der Radtour. Morian hatte sonntägliche Radtouren noch nie leiden können. Aber noch weniger mochte er sonntägliche Morde.

«Wie lange, Herr Doktor, wird Frau Weinert wohl noch schlafen? Ich meine, wann wird sie ansprechbar sein?»

Der Doktor sah wieder auf seine Uhr. Tatsächlich, eine Rolex. Morian hätte jetzt zu gern gewusst, was der Doktor für ein Auto fuhr. Und ob da jemand auf dem Beifahrersitz saß, der ihm ein wenig übers Altwerden hinweghalf. Und beim Geldausgeben.

«Die Wirkung der Spritze lässt spätestens in einer Stunde nach.»

«Danke, Doktor. Sie haben uns sehr geholfen. Wenn wir noch Fragen haben, rufen wir Sie an.»

Morian stellte die «Wiege Europas» zurück an ihren Platz. In dem Arbeitszimmer waren einige tausend Bücher versammelt. Über das antike Griechenland, das Römische Reich, das alte Persien. Bücher über die deutsche Nachkriegsgeschichte, das Wirtschaftswunder, Bücher über die verlorenen Ostgebiete. Ostpreußen. Schlesien, verlorene Heimat. Morians Urgroßvater stammte aus Schlesien. Neugierig zog er das Buch aus dem Regal.

Etwas fiel zu Boden.

Morian hob es auf. Ein Foto. Etwas größer als eine Postkarte. Zwei Personen. Weinert, wesentlich jünger, aber nur unwe sentlich schlanker, steht seitlich im Rücken einer an einem Schreibtisch frontal zur Kamera sitzenden Frau, legt eine Hand gönnerhaft auf ihre Schulter, während sie telefoniert. Eine attraktive Frau. Schlank. Ein schönes Gesicht. Seine Schwester? Nein, zu jung. Schreibmaschine. Altmodische Schreibtischlampe. Ein Büro. Seine Sekretärin? Vermutlich. Weinert lächelt in die Kamera. Das einstudierte, tausendfach erprobte Lächeln eines Politikers. Anzug, Weste, Fliege. Die

Film zu Ende. Im Kino geht das Licht an. Das hatte in Wahrheit alles nichts mit meinem Leben zu tun. Ich brauche Ruhe, Ordnung, einen geregelten Alltag, ein sicheres Nest. Kurzum: ein durch und durch langweiliges Leben.»

Plötzlich schossen ihr Tränen in die Augen, kullerten als dicke Perlen über ihre Wangen.

«Es tut mir so Leid, Max.»

«Nein, mir tut es Leid, Maria. Du musst dich nicht entschuldigen. Es gibt nichts zu entschuldigen.» Er reichte ihr seinen Schal, weil er nichts Besseres zur Hand hatte. Ein Lächeln huschte über ihr tränenüberströmtes Gesicht. Dann griff sie in ihre Handtasche und zog ein Taschentuch hervor. Er wollte ihr helfen, doch sie zuckte zusammen, als seine Hand ihre Wange berührte. Sie steckte das Taschentuch wieder ein und nahm einen hastigen Zug an der Zigarette. «Ich will doch nur, dass du es verstehst. Bitte ...»

«Nein, Maria. Ich muss das überhaupt nicht verstehen. Das ist nicht wichtig. Du musst es verstehen. Das reicht völlig.»

Das Handy klingelte.

«Entschuldige bitte.» Er griff in seine Manteltasche.

«Ja?»

«Hurl hier. Wäre gut, wenn du kommen könntest.»

Max steckte das Handy wieder ein. Dann umarmte er sie, drückte sie fest an sich, atmete ihr Haar, ein letztes Mal.

«Maria, ich muss jetzt gehen. Ich drücke dir die Daumen. Es war schön, dich kennen gelernt zu haben. Du bist eine wunderbare Frau. Für mich wärst du sie gewesen.»

«Vielleicht können wir ja mal zusammen essen gehen, irgendwann.» Sie lächelte aufmunternd.

Er nickte und ging.

Sie rief ihm nach, als er schon in den Schatten der Bäume eingetaucht war. «Was wäre ich gewesen?»

Er hielt inne. Dann drehte er sich um, formte die Hände zu einem Trichter und rief zurück: «Meine Maharani. Die Frau fürs Leben.»

«Was? Ich habe dich nicht verstanden.»

Irgendwo kläffte ein Hund. Das holländische Containerschiff auf Talfahrt gab Signal. Max winkte noch einmal, drehte sich um und ging. Es war schwer genug gewesen, den Satz einmal rauszukriegen. Ein zweites Mal, brüllend, das wäre zu viel.

Er hatte sie verloren. Punkt.

Aber kann man etwas verlieren, was man nie besessen hat?

Er warf die Kippe weg, vergrub seine Hände in den Manteltaschen und begann sogleich, ihr die Daumen zu drücken.

Inzwischen hatten die Berber auf der Parkbank bei der Bewertung des neuen FC-Spielers offenbar einen tragfähigen Konsens erzielt. Sie lagen sich in den Armen und prosteten sich zu. So einfach kann das Leben manchmal sein.

Er überfuhr zwei rote Ampeln und drei Stopp-Schilder.

Fünfzehn Minuten später sprang er aus dem Wagen und eilte durch die Drehtür. «Hier können Sie nicht parken», rief ihm

jemand aufgebracht nach. Der Mann in der Pförtnerloge. Max beachtete ihn nicht weiter.

Der Aufzug kam und kam nicht.

Er stieß die Tür zum Treppenhaus auf, lief hinauf in den dritten Stock. Im Flur wartete Hurl auf ihn. Er hatte Ringe unter den Augen. Sie hatten sich wochenlang Tag und Nacht abgewechselt.

Max öffnete sachte die Tür, steckte erst vorsichtig den Kopf hindurch, bevor er eintrat. Als er sich auf der Bettkante niederließ, drehte sie den Kopf und lächelte.

«Hallo, Liebes», sagte er mit einem dicken Kloß im Hals.

«Hallo, Papa», sagte sie leise.



Du bist süchtig nach Crime & Thrill? Ohne Krimis und Thriller ist das Leben für dich nur halb so aufregend?

- Mit dem Crimethrill-Newsletter verpasst du keine Neuerscheinung.
- Du erhältst regelmäßig die besten Crimethrill-Buchtipps – vom blutigen Thriller bis zum lustigen Krimi.
- Jeden Monat: Top-Autorinnen und -Autoren. Top-Neuerscheinungen. Top-Spannung.
- Und das Beste: Wir verlosen regelmäßig unter allen Newsletter-Abonnentinnen und -Abonnenten ein Buchpaket mit den Empfehlungen des Crimethrill-Teams.

Melde dich jetzt für den Newsletter an!

www.crimethrill.de/newsletter

Neues zu unseren Büchern und Autorinnen und Autoren findest du auch auf [Facebook](#).